

und poesielos ist die Arbeit, die geleistet werden muß. Rasch, allzu rasch, fast überhastet folgt ein Hammerschlag dem andern. Es ist eine ungewohnte Tätigkeit, das fühlt man an der Beschaffenheit, an Klang und Rhythmus des Schalles. Hart und spröde sind die Gelenke, die den Hammer führen. Die Zahl der Schläge ist bemessen, ja gezählt. Keiner ist zu viel, darum muß auch jeder volle Wirkung tun. Darum gibt es auch keine Variationen, kein An- und Abschwellen im Schall. Es sind unmelodische Strophen einer ungeliebten Tätigkeit, die sich in das weiche Blühen und Singen des Frühlings nicht einfügen wollen. Es sind harte Tafelschläge, in eine allzu selige Zeit gebannt. Und dennoch tören sie nicht. Ein Hauch von der edelsten aller Früchte, womit die Natur eine der härtesten Mühen lohnt, ist schon um sie. Den vollen Lohn wird erst die reife Traube bringen, wenn sie alle Frühlingskräfte der Erde zum edelsten Verjüngungstrank gesammelt hat.

Hölderlin in Würzburg

Eine Skizze von Friedrich Schelling, Würzburg
(Nach einer familiengeschichtlichen Überlieferung)

Es war in den Junitagen des Jahres 1804 nachmittags. Wichtig fielen die Sonnenstrahlen auf die alte Bischofsstadt am Main, deren Straßen und Plätze sich dem Fremden fast ganz entvölkert zeigten.

Vor dem alten, reichverzierten Torbogen der Universität in der Schulgasse hielt eine kräftig gebaute Chaise, ausgiebig mit Staub bedeckt, ein Zeichen, daß sie schon eine längere Reise hinter sich hatte.

Ihr entstieg ein junger Mann in den dreißiger Jahren mit herabwallendem hellblonden Haupthaar und schwärmerischen blauen Augen, im Blick unbedingt etwas Melancholisches.

Es war Friedrich Hölderlin, der Dichter, der von seiner schwäbischen Heimat kam, um auf der Durchreise in Würzburg seinen Jugendfreund, den Professor der Philosophie Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, zu besuchen. Jener Hölderlein, der Schauer und Verkünder der urewigen Schönheit der griechischen Kunst, gleich Achill der frischstrebende Jüngling, der der Nachwelt ideale Richtungen wies wie nur ganz wenige vor ihm.

Der junge Schwabe durchschritt gemächlich den rebengeschmückten Universitätshof und ging die etwas abgetretenen Stufen zur Schellingschen Wohnung an der Schönthalgasse hinauf. Er läutete — fast bellommnen Herzens. Der „dienstbare Geist“ erschien und ließ ihn in das vornehm ausgestattete „Gute Zimmer“ eintreten.

Nach wenigen Minuten kam schon der jugendliche Herr Professor, eine mittelgroße, gedrungene Gestalt mit markantem Kopf und durchgeistigtem Antlitz; die thypische Figur eines genialen „Himmelstürmers“, der sich forsch in die Tiefe des Welt- und Menschengeistes versenkt.

Herzlich begrüßte Schelling seinen schwäbischen Landsmann Hölderlin, den Kommilitonen vom „Tübinger Stift“. „Deinem Aussehen nach scheint sich, lieber Hölderlin, deine Gesundheit gebessert zu haben“, sprach erfreut der Gelehrte.

„Mein Gemütszustand ist gegenwärtig zufriedenstellend“, entgegnete der Freund.

Beide Persönlichkeiten tauschten nun schwäbische Erinnerungen aus, gedachten besonders des gemeinsamen Studiengenossen Hegel, in dem gerade jetzt der Genius erwachte. „Kühn hast du, lieber Schelling, den Boden der Kant'schen „Kritik“ verlassen“, meinte Hölderlin. Schelling kam auch auf die Hölderlin'sche Übersetzung des „Sopholles“ zu sprechen, die kurz vorher im Wilmanschen Verlag in Frankfurt am Main herauskam. Fast wehmütig äußerte der Philosoph zum Dichter: „Hölderlin, ich verehre dich als einen Fürsten im Reiche der Schönheit und Harmonie, aber auf dieser Übersetzung liegt nicht mehr der alte, stolze Geist.“

Unterdessen kam Schelling's auffällig gekleidete Gattin in das Zimmer herein, eine hübsch gewachsene Frau mit gekräuseltem braunen Kopfhaar und lebhaften blauen Augen, die taten- und sinnenfroh in die Welt schauten. Es war die berühmte Karoline Schlegel, die Madame per excellence der Frühromantiker, die sich in den kleinen Würzburger Verhältnissen gar nicht wohl fühlte.

Sie lud den Fremden ein, im anstoßenden „Gesellschaftszimmer“ eine Tasse Tee zusammen mit ihrem Manne zu trinken. An jenem Teetisch saßen sie nun im eifrigen Gespräch, wo sich so oft — einst im A. W. Schlegel'schen Hause in Jena — Karoline, die Dorothea Weit, die beiden Schlegel, Novalis, Tieck, Schelling und manchmal auch Goethe zusammenfanden.

Hölderlin, dessen Reiseziel Homburg v. d. Höhe war, mußte bald aufbrechen, da ihn sein Reisebegleiter und Gönner Sinclair im „Fränkischen Hof“ erwartete.

Doch Schelling führte den Freund noch in sein im oberen Stockwerk gelegenes Studierzimmer und zeigte ihm dort seine reichen Bücherschätze, seine vielen Manuskripte, sein eben erschienenes Werk „Philosophie und Religion“, in dem eine tiefgehende Wandlung seines Denkens zutage tritt. Mit besonderem Stolz aber machte er seinen Gast auf das an einem der beiden Fenster stehende Regal aufmerksam, und zwar mit den Worten: „Hier sind meine Lieblinge: Plato, Jakob Boehme, Spinoza, Kant, Winkelmann, Goethe.“

Friedrich Hölderlin verabschiedete sich nunmehr herzlich von seinen freundlichen Gastgebern. Es war das letzte Wiedersehen mit Schelling — schon trug der unsterbliche Dichter des „Hyperion“ die schauderhafte Maske des Wahnsinns.

Der römische Limes und seine Vernichter in Rätien

Von Dr. Dr. E. G. am. Gunzenhausen

1. Der Limes.

Der römische Limes, die befestigte Grenze des Römerreiches gegen die jugendkräftigen, nach Süden und Südwesten unablässig vorstürmenden Germanen, war ein so gigantisches Werk, daß das frühe Mittelalter, das ihn noch ziemlich erhalten sah, nicht glauben konnte, daß es ein Menschenwerk sei, sondern ihn dem Teufel zuschrieb. Wenn man bedenkt, daß der